ſchwierigen und gefährlichen Arbeiten bringen werden, ſo iſt zu erwarten, daß der bisherige günſtige Zuſtand nicht mehr geſtört werden und der Simplontunnel ſich auch in hygieniſcher Beziehung vor ſeinen Vorgängern als Muſterleiſtung auszeichnen wird.

Einen Roman aus dem Kriege

erzählt ein engliſches Blatt: Ein japaniſcher Leutnant liebte die Tochter eines der reichſten Kaufleute in Tokio. Seine Liebe wurde auch erwiedert, aber der Offizier war arm und hatte außer ſeinem Solde nicht viel zu erwarten. Als guter Patriot ſagte der Kaufmann dem jungen Manne, er möge in den Krieg ziehen und ſich vor ſeinem Kaiſer und ſeinen Landsleuten auszeichnen. Der junge Offizier fuhr nach Port Arthur ab und nahm an der Belagerung teil. Er zeichnete ſich bald durch ſeine Unerſchrockenheit und durch ſeine Geſchicklichkeit als Artillerieoffizier aus. Der japaniſche General wünſchte die genaue Poſition der neuen Geſchütze in Port Arthur und die Lage der ruſſiſchen Flotte im Hafen kennen zu lernen, und er brauchte dazu eine Photographie der Feſtung von einem Hügel aus, von dem man die Stadt überſah. Als der Artillerieoffizier davon hörte, erbot er ſich freiwillig, die Photographie zu beſorgen. Als chineſiſcher Händler verkleidet gelangte er mit Obſt und Süßigkeiten in die Stadt und verkaufte ſeine Waren an die ruſſiſchen Soldaten. In dem Weidenkorbe, den er trug, lag unter einem Haufen von Früchten ſorgfältig verborgen die Kamera. Nach zwei Wochen kam der erſehnte Augenblick; es gelang dem Offizier, hinter die Schildwachen an den bezeichneten Ort zu kommen. Schnell nahm er die verborgene Kamera heraus und ging ans Werk, während die Granaten von den japaniſchen Kriegsſchiffen dicht um ihn herum niederſauſten. Zweimal wurde er zu Boden geworfen und faſt geblendet von der Erde, die von den Granaten aufgewühlt wurde. Aber der Tapfere machte trotzdem ſeine Aufnahmen und lief dann den ſteilen Hügel herab. Da erblickten ihn die Schildwachen und gaben Schüſſe auf ihn ab. Bei dem ungeſtümen Herunterlaufen ſtürzte der Japaner den Abhang hinab und rollte in eine Baumgruppe hinein. Als er wieder zu ſich kam, war es ganz dunkel und das Feuer hatte aufgehört. Zu ſeiner Freude war jedoch die Kamera unverſehrt geblieben, und nach einem langen Marſche erreichte er die japaniſchen Truppen mit ſeinem teuer erkauften Bilde, das gute Dienſte leiſtete.

Die größte Pfeife der Erde

iſt ſeit einigen Wochen von der elektriſchen Straßenbahngeſellſchaft von Eaſt St. Louis in Betrieb geſetzt worden. Es iſt eine dreifache Pfeife, die viermal täglich in einem Umkreis von mindeſtens 16 Kilometern die Zeit verkündet. Sie iſt nämlich mit einer elektriſchen Uhr verbunden, die nach der Gewähr des Verfertigers während eines Jahres nicht mehr als höchſtens fünf Sekunden falſch gehen darf. Noch nie iſt eine Einrichtung von ähnlicher Großartigkeit geſchaffen worden, um die Bewohner einer großen Fläche gleichzeitig über die genaue Tageszeit zu verſtändigen. Man kann ſich freilich kaum darüber wundern, daß die Leute in der näheren Umgebung des Platzes, wo die Rieſenpfeife Aufſtellung gefunden hat, gegen dieſe Neuerung Einſpruch erhoben, weil ſie große Unannehmlichkeiten davon erwarteten. Sie vermuteten, daß die Pfeife einen ſchrillen und höchſt läſtigen Ton mit ungeheurer Gewalt von ſich geben würde, aber nicht nur die Anklagen ſind, ſeitdem die Pfeife in Betrieb iſt, verſtummt, ſondern die Bewohner jenes Gebietes haben der Bahngeſellſchaft ſogar ihren Dank für die wunderbare Einrichtung ausgeſprochen. Viermal am Tage, um 7 Uhr morgens, um mittag, um 1 Uhr nachmittags und um 6 Uhr abends verkündet nun der dreifache Ton der Pfeife Hunderttauſenden von Menſchen die Zeit. Die elektriſche Uhr, die mit ihr verbunden iſt, löſt den Mechanismus bis auf die Sekunde genau aus. Der Ingenieur, der die Anlage ausgeführt hat, prüfte zuvor eine große Zahl von techniſchen Möglichkeiten, namentlich mit Bezug auf den zu erzeugenden Ton. Er ſchwankte, ob er einen einzelnen Ton oder einen Akkord wählen, oder endlich die Tonhöhe auf und nieder ſteigen laſſen ſollte. Schließlich entſchloß er ſich, den Ton auf das Grund-C feſtzulegen. Beim erſten Verſuch wurde allgemein anerkannt, daß der Ton voll, klar, mächtig und doch zugleich muſikaliſch wäre. Wenn man die Entwickelung überblickt, die der Mechanismus der Pfeife durchgemacht hat, ſo darf man ſagen, daß ſich die moderne Rieſenpfeife zu den älteſten Pfeifen etwa ebenſo ſtellt, wie die neueſten atlantiſchen Schnelldampfer zu den älteſten Segelſchiffen, oder ein Automobil von 150 Kilometer ſtündlicher Geſchwindigkeit zu den altgriechiſchen Wagen. Kaum ein Inſtrument hat ſo viele verſchiedene Formen angenommen, als die Pfeife. Ihre Grundindee liegt in der Herſtellung einer vibrierenden Luftſäule. Die unendliche Verſchiedenheit zur Erzeugung der Schwingungen iſt bloß eine Frage der Konſtruktion. Bekanntlich hat jeder Menſch von der Natur eine Pfeife mitbekommen, eigentlich mehrere. Die am meiſten benutzte iſt die Luftſäule in der Mundhöhle, die einfach durch den Atem in Schwingungen verſetzt wird. Manche Leute bringen es auch auf dieſer Naturpfeife zu einer hohen Kunſt. Manche nehmen zum Pfeifen die Lücken zwiſchen den Zähnen zu Hilfe. Viel benutzt und auch recht mannigfaltig in der Form ſind die Pfeifen, die man aus den Händen zurechtmacht. Seit alter Zeit aber ſchon haben die Menſchen ein Bedürfnis zur Herſtellung künſtlicher Pfeifen gefühlt. Namentlich die alten Peruaner leiſteten Großartiges in künſtleriſcher Verfertigung und Ausſchmückung von Tonpfeifen. Die Porzellanfabrik in Sevres beſitzt eine Pfeife in Geſtalt einer Nachtigall, die, wenn ſie mit Waſſer gefüllt iſt, Töne hervorbringt, die dem Schlagen der Nachtigall recht ähnlich ſind. Eine große Sammlung von Pfeifen aller Zeitalter und aller Länder beſitzt dann das Muſeum des Pariſer Konſervatoriums aus Terracotta, aus Kupfer, aus Elfenbein, aus Stein und allen möglichen Materialien, und viele Stücke darunter ſind höchſt merkwürdig durch ihre Erfindung und Ausführung. Später kam als eine Beſonderheit die amerikaniſche Geheimpfeife auf, die nur bei beſtimmter Handhabung einen Ton von ſich gab. Einem induſtriellen Gebrauch ſind die Pfeifen aber zuerſt in Nordeuropa zugeführt worden. Bei der Herſtellung einer Pfeife iſt vieles zu berückſichtigen, namentlich aber kommen in Betracht die Länge und der Durchmeſſer des Rohres, die Weite und die Länge des Mundſtückes, die Geſtalt und die Größe der Zunge, die Geſtalt der Oeffnung und die Beſchaffenheit des Materials.

Iſt eine goldene Taſchenuhr pfändbar?

Daß eine Taſchenuhr nur dann nicht pfändbar iſt, wenn der Schuldner nur dieſe eine Uhr beſitzt, und wenn er einer Uhr zur perſönlichen Ausübung ſeiner Erwerbstätigkeit bedarf, iſt ſeitens der Gerichte ſchon wiederholt entſchieden. Ueber einen beſonders gearteten Fall wird in der juriſtiſchen Zeitſchrift Das Recht berichtet. Der Gerichtsvollzieher hatte bei einem Schauſpieler, der zugleich Theaterleiter war, eine wertvolle goldene Uhr nebſt goldener Kette gepfändet. Als der Schuldner gegen die Pfändung Widerſpruch erhob, ordnete das Gericht an, daß der Gerichtsvollzieher Uhr und Kette zu verkaufen und aus dem Erlös den Betrag von 10,50 Mark an den Schuldner abzuführen habe. Zur Begründung dieſer Entſcheidung führte das Gericht aus: Es genüge, wenn der Schuldner überhaupt eine Uhr beſitze, die zur Angabe der Zeit hinreichend ſei; eine ſolche ließe ſich für 10 Mark beſchaffen. Auch eine Kette ſei für den Schuldner zwar unentbehrlich zur Befeſtigung der Uhr, er brauche aber keine goldene zu haben, ſondern könne ſich eine für 50 Pfg. kaufen. Mit Recht macht Landgerichtsrat Dr. Kroſchel in Naumburg a. d. S., welcher die Entſcheidung mitteilt, gegen dieſelbe Bedenken geltend. Sie würde dazu führen, daß man in gleicher Weiſe verfährt, wenn es ſich um andere Gegenſtände handelt, welche nach ausdrücklicher Beſtimmung des Geſetzes von der Pfändung ausgeſchloſſen ſind, weil der Schuldner ſie nicht entbehren kann (Kleidungsſtücke, Betten, Hausgerät uſw.), ſofern dieſe Gegenſtände zufällig gerade einen beſonders hohen Wert haben. Dieſelben ſind aber nach dem Geſetze der Pfändung bedingungslos nicht unterworfen, und es fehlt für das hier vom Gericht eingeſchlagene Verfahren an jeder geſetzlichen Grundlage. Es würde freilich hiernach z. B. auch eine mit Brillanten beſetzte Uhr unpfändbar ſein, aber wenn dieſelbe dem Schuldner unentbehrlich iſt, darf ſie ihm auch nicht auf kurze Zeit, bis zur Anſchaffung einer anderen Uhr, entzogen werden.

Revolverſchüſſe im Gerichtsſaal

gab es letzter Tage in Peſt, als der jugendliche Verbrecher Maracineanu, der wegen eines Mordes zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, hörte, daß ſeine Berufung verworfen ſei. Der Verbrecher zog einen Revolver und feuerte vier Schüſſe auf die Richter ab, wodurch ein Richter leicht verletzt wurde. Eine unbeſchreibliche Verwirrung entſtand, alles flüchtete; und da ſelbſt die dem Verbrecher zur Bewachung beigegebenen Gendarmen ſich nicht gleich zu einem Entſchluß aufraffen konnten, gelang es dem Mörder, durch das Richterzimmer zu entkommen. Im Juſtizpalaſt ſchoß er einen Verfolger nieder, gelangte darauf auf die Straße und beſtieg eine Droſchke, indem er den Kutſcher vom Bocke warf. Doch wurde er jetzt von einem Gendarmen gefaßt, bevor er mit der Droſchke davonfahren konnte, mit Hilfe anderer Hinzueilender überwältigt, gefeſſelt und darauf wieder dem Berufungshof vorgeführt. Er trat ſofort zu einer neuen Sitzung zuſammen, die Zeugen des neuen Vorfalles wurden vernommen, und Maracineanu zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt. Seine niedrige erſte Verurteilung hatte er nur dem Umſtande zu verdanken, daß er zurzeit des Mordes noch nicht großjährig war, doch hat er mittlerweile die Volljährigkeit erreicht. Den Revolver will er auf ſein Bitten von einem Wächter erhalten haben, damit er ſich erſchieße, wenn ſeine Berufung zurückgewieſen werde. Er habe dann die Waffe, in einem Brot verſteckt, mit zur Gerichtsſtelle genommen. Da das Urteil von der letzten Stelle abgegeben wurde, trat es ſofort in Kraft. — Trotz aller Begleitumſtände immerhin eine merkwürdig raſche Juſtiz!

Die Feldapotheke des Japaners.

Ein ruſſiſcher Militärarzt, der vom Kriegsſchauplatz Briefe an die deutſche Petersburger Zeitung ſendet, erzählt u. a. folgendes: „Eben wurde die Munition und die Feldtaſche eines gefallenen japaniſchen Soldaten gebracht. Wir finden in derſelben folgende Gegenſtände: eine kleine Büchſe Inſektenpulver, verſilberte Pillen zur Kräftigung des Organismus, von denen wir einige verſuchten. Dem Geſchmack nach zu urteilen, enthalten dieſe Pillen u. a. Kampfer und wahrſcheinlich Kola und Koka. Zwiſchen zwei kleinen Muſcheln eine kleine Portion Opium, offenbar gegen Dyſenterie. In einem kleinen Stückchen beſchriebenen Seidenpapiers ein kleine Handvoll Erde (eigentlich Sand) aus dem Vaterland. Ein kleines, ſauber beſchriebenes Notizbuch dient offenbar als Tagebuch, das die japaniſchen Soldaten führen ſollen. Eine Zahnbürſte mit einer Vorrichtung zum Säubern der Zunge wird neben einem kleinen Nähbeſteck gefunden. Außerdem in einem Säckchen eine Anzahl anderer Medikamente, deren Namen ich nicht ermitteln konnte. Ein paar kleiner Muſcheln dienen offenbar als Amulett.“

Der Herr Kollega.

Bei Eintritt der gegenwärtigen Stickereikriſis fand es ein Sticker in Schwellbrunn angezeigt, ſeinen Beruf an den Nagel zu hängen und ſich irgendwo im Appenzeller Lande als Doktor niederzulaſſen. Das geſchah. In einer der blühendſten Ortſchaften des Appenzeller Vorderlandes ließ ſich der Sticker aus dem Hinterlande als Waſſerdoktor nieder und wurde bald zum berühmten Mann, denn an Zuſpruch vonſeiten des leichtgläubigen Publikums fehlt es dieſem Quackſalber nie. Letzter Tage kam nun dieſer Doktor in ein beſſeres Reſtaurant ſeines Wohnſitzes, nimmt an einem Tiſche Platz, an dem bereits der bekannte diplomierte Arzt des Dorfes, Dr. A. ſitzt, den der Kurpfuſcher mit Herr Kollega anredet. Dr. A. bemerkte kalt und trocken: „Kann mich nicht erinnern, neben Ihnen geſtickt zu haben.“ (St. Galler Tagebl.)

Der abgeſetzte frühere Kaiſer von Anam,

der ſeit ſeiner Abſetzung durch Frankreich gezwungen in Algier lebt, wird ſich, nach der Berl. Zeitung, mit einer Franzöſin, der Tochter des Kammerpräſidenten Jalos vom Appellgerichtshof in Algier, verheiraten. Die abgeſetzte Majeſtät ſteht im 33. Jahre. Die Regierung von Indochina, die bisher dem früheren Kaiſer ein Ruhegehalt von 50 000 Fr. gab, erhöht dasſelbe als Hochzeitsgeſchenk auf 80 000 Fr.

Von einem eigenartigen Zuſammentreffen

berichtet, nach der Tilſiter Zeitung, der bei der Schutztruppe kämpfende Reiter Panzer aus Plein, Kreis Niederung. Er war vor ſeinem im vergangenen Frühjahr erfolgten Eintritt bei der Schutztruppe als Kutſcher bei einem Beſitzer in der Nähe von Groß-Friedrichsdorf beſchäftigt geweſen. Bald nach ſeiner Ankunft in Afrika wurde er dazu abkommandiert, einen Trupp neu eingetroffener oſtpreußiſcher Pferde von der Küſte ins Innere transportieren zu helfen, und war nicht wenig erſtaunt, als er von einem der Tiere, einem Schimmel, mit freudigem Wiehern begrüßt wurde, und in ihm ein Pferd erkannte, das er bei ſeinem früheren Brotherrn zwei Jahre gepflegt und gewartet hatte. Auf ſeine beſondere Bitte erhielt P. den Schimmel als Dienſtpferd zugeteilt.

* Späne und Splitter.

Der Witz braucht, wie das Zündholz, eine Reibfläche zum Entflammen.

Kopf und Herz verhalten ſich zu einander, wie Mann und Frau. Sie ſind aufeinander angewieſen, kommen oft in Differenzen miteinander und meiſt behält — das Herz recht.

Die Technik, die ſich um manche unwichtige Aufgabe bemüht, ſollte einen Apparat ſchaffen, mit dem man ſich ſelbſt durchprügeln kann. Einige Male im Leben würde jeder Menſch von dieſer Einrichtung Gebrauch machen, die geſcheiten Leute öfter, die dummen ſeltener.

Wenn die Einen Dich „Raubmörder“ ſchelten, werden die Andern Deine Verteidigung hören. Wenn man aber links ganz leiſe Deine Ehre antaſtet, wird man Dich rechts ohne weiteres verurteilen.

Gibt Dir ein Egoiſt ein Verſprechen, ſo mußt Du davon die Hälfte abziehen und die verbleibende Hälfte durch zehn dividieren — das reſultierende Zwanzigſtel wird er ungefähr halten. Haſt Du ihm aber eine Zuſage gemacht, ſo mußt Du umgekehrt addieren und multiplizieren und Dich freuen, wenn er mit dem Ergebnis halbwegs zufrieden iſt.

= In der Beſeitigung überflüſſiger Fremdwörter hat neuerdings die ſächſiſche Staatsregierung einen erfreulichen Schritt vorwärts getan. Im amtlichen Verkehr ſollen nachſtehende Verdeutſchungen angewandt werden: Defektpoſten: Fehlbeträge, Fonds: Vermögensmaſſen, Gratifikationen und Remunerationen: außerordentliche Zuwendungen oder Vergütungen, Inventarien: Ausſtattungsſtücke, Materialien: Vorräte, mobil: beweglich, Mobilar: Gebrauchsgegenſtände, Naturalienverwaltung: Sachverwaltung, Nettovermögen: Reinvermögen, Tantiemen: Gewinnanteile, materiell: ſachlich, tranſitoriſch: künftig wegfallend, Akkordlöhne: Stücklöhne, Auditoriengelder: Vorleſungsgelder, Averſum: Bauſchſumme, Departement: Geſchäftsbereich, Emballage: Verpackungsmittel, Etikettierung: Bezeichnung, Formulare: Vordrucke, Funktionen: Dienſte, Inſertion: Einrücken, Kataloge: Sammlungsverzeichniſſe, Kategorie: Gruppe, Kollegiengelder: Leſegelder, Legitimationskarten: Ausweiskarten, Meliorationen: Grundſtücksverbeſſerungen, Objekte: Gegenſtände, Proviſionen: Vermittelungsgebühren, Regieaufwand: Verwaltungsaufwand, Utenſilien: Gerätſchaften. — Mit der Zeit wird ſich die Reihe ſchon noch verlängern laſſen und das Volk wird Nachfolge leiſten. Man ſieht, es geht auch ſo

Verantwortlicher Redakteur Ed. Verhülsdonk in Bochum.
Verlag und Rotationsdruck der Märkiſchen Vereinsdruckerei.

Der Erzähler

Täglich erſcheinendes Unterhaltungsblatt

Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.

Träume ſind nicht Taten:
Ohne Arbeit wird dir nichts geraten.

Nr. 245. 24. Oktober 1904.

Grüne Augen.

Roman von Dr. F. X. Eß.

Nachdruck verboten.

Fünftes Kapitel.

Wer zählte je die Lebenswege, die uns Staubgeborene ohne Ausnahme an dasſelbe Ziel führen, zum Grabe? Aber wie weit, wie unglaublich, unfaßlich weit laufen ſie nicht auseinander!

So dachte der junge, elegant gekleidete Reiſende, der auf dem Vorderdeck eines Dampfers langſam die Themſe hinauffuhr und mit Staunen die immer größer werdende Rieſenſtadt London betrachtete. Dann ſchweifte ſein Blick wieder über das bunte Gewimmel auf dem Strome hin: ſtolze Dampfer, leicht gebaute Vergnügungsjachten, plumpe Kauffahrteiſchiffe, ſchnelle Dampfbarkaſſen, kleine Schoner, alle ſtrebten dem einen Ziele, dem heimatlichen Hafen zu, oder ſie zogen aus nach den verſchiedenen Richtungen der Windroſe: alle aber trug derſelbe Strom!

Je näher die Weltſtadt in den Geſichtskreis rückte, deſto mehr verbarg ſie ſich hinter dem Walde von Maſten und Segeln und Wimpeln und in einer Atmoſphäre von Rauch und Nebel, und kaum die mächtige Kuppel von St. Paul war ſichtbar.

Stumm lehnte der Reiſende an der Brüſtung des Schiffes und dachte an ſeinen Freund und deſſen ſelbſtgewähltes Los. Der Fremde war kein anderer als Roderich Straub.

Roderich und Jesko hatten ſich eines Tages in der Welt getroffen. Beide waren die Sproſſen vornehmer Familien, beide ihrem Stande entſprechend erzogen, ſie fühlten ſich gegenſeitig angezogen und wurden vertraute Freunde.

Zwei Quellen entſpringen der Mutter Erde. Dieſelben Niederſchläge aus der Luft nähren ſie, bahnen ſich ihren Weg parallel, aber die eine verdunſtet im trockenen Sande, ohne eine nennenswerte Spur zu hinterlaſſen, während die andere alle Hinderniſſe überwindet, zum Bache, zum Fluſſe und endlich zum Strome heranwächſt, deſſen Bett eine unvergängliche, unauslöſchliche Rune auf dem Körper der Mutter Erde wird.

Ein Jahr war verfloſſen, ſeitdem Jesko Gatte geworden, und nun war auch ſchon ſein Freund Roderich verheiratet. Seine Gattin hieß — Ellen.

Das Herzeleid, das Jeskos Schritt hervorgerufen hatte, ſollte nach dem Willen der Vorſehung nicht unheilbar ſein. Mutig raffte ſich Ellen zu dem Entſchluſſe auf, nicht mehr an den zu denken, der jetzt der Gatte einer anderen war.

Als Roderich im Schloſſe eintraf, begrüßte ihn Ellen mit bleichem Geſichte. Man konnte aus ihrer ganzen Haltung erkennen, daß auf dieſe Roſe ein Reif in Frühlingsnacht gefallen war, aber ihre Schönheit kehrte zurück. Ellen machte auf Roderich einen tiefen Eindruck: ſagen wir es offen heraus, ſie war das Ideal, das er ſich von ſeiner einſtigen Braut gedacht hatte.

Der Lord fühlte für den jungen Deutſchen nach der erſten Begegnung eine tiefe Sympathie, und Lady Stapleton wurde nicht müde, Roderich allerlei aus der Jugendzeit Jeskos zu erzählen und ihn andererſeits über Jeskos Gattin eingehend auszufragen. So verlängerte ſich ſein Aufenthalt im Schloſſe von Tag zu Tag, und als er endlich ſchied, mußte er verſprechen, bald wieder zu kommen.

Und er kam früher wieder, als er verſprochen hatte. Sein Junggeſellenleben kam ihm jetzt öde, ſo ſchal und fade vor, daß es ihm zur Laſt wurde. Kurz entſchloſſen ſteuerte er ein zweitesmal London zu. Das jähe Erröten Ellens, als ſie ſeiner anſichtig wurde, ſagte ihm mehr, als Worte vermochten. Zwei Wochen ſpäter legte Ellen ihr zitterndes Händchen in die kräftige Rechte Roderichs — es war an dem Altare, vor dem einſt die Schloßherrin ihren Jesko an Ellens Seite im Geiſte geſehen hatte.

Der Reiſeplan der Neuvermählten war umfangreich. Ellen hatte das Feſtland noch nie betreten, und ſo ſollte ſie auf dieſer erſten und zugleich glücklichſten Reiſe ein gut Stück des Kontinents ſehen, Frankreich, Italien, die Schweiz und Deutſchland.

Auch Roderich hatte noch nicht viel gereiſt. Seine landwirtſchaftlichen Studien, eine einjährige Dienſtzeit bei den Huſaren, die Verſorgung ſeines umfangreichen Hofgutes mit den neueſten Maſchinen und anderen Errungenſchaften der Neuzeit, dies alles hatte ihn bislang noch gar nicht ans Reiſen denken laſſen.

Die junge Gattin war ſehr empfänglich für landſchaftliche Schönheiten und in ihrer kindlich-naiven Bewunderung manchmal ganz Enthuſiaſtin. Roderich nahm daran keinen Anſtoß, teilte vielmehr ihre Auffaſſung und ihre Freude, und ſie ihrerſeits dankte ihm dafür mit einer Zärtlichkeit, wie ſie nur die Liebe eines reinen, ungetrübten Frauenherzens geben kann.

Das junge Paar war endlich in der bayeriſchen Schweiz angelangt. Das väterliche Hofgut Roderichs verblieb noch bis nächſtes Frühjahr in den Händen des bisherigen Pächters, der es dann an den Beſitzer zur eigenen Bewirtſchaftung abtreten ſollte. So brauchte Roderich mit ſeiner Zeit nicht zu geizen und hatte auch ſchon dem Lord verſprochen, den Winter mit Ellen im Schloß zu Stapleton zu verleben.

Eines Abends kehrten die jungen Eheleute von einem Ausfluge in ihr Hotel zurück. Während des Nachteſſens erwähnte ein Touriſt das Kloſter Allerheiligen, das infolge der Reformation ſäkulariſiert und in eine landwirtſchaftliche Muſteranſtalt umgewandelt worden war. Die Lage des Kloſters und die Gebäude ſelbſt lohnten einen Beſuch hundertfältig.

Roderich ſah ſeine junge Frau fragend an; ſie hatten ihre Weiterreiſe auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

„Müſſen wir auch noch ſehen!“ flüſterte Ellen.

Am anderen Morgen brach das junge Paar mit dem leichten Jagdwagen des Hotels auf, ließ ihn aber am Fuße des Gebirges umkehren. Das Kloſter ſollte von dort auf einem Fußpfade in zwei Stunden bequem zu erreichen ſein.

Gegen Mittag langten ſie beim Kloſter an. Die Szenerie war reizend. Vor ihnen lag ein tiefblauer See, rings von hohen Bergen eingefaßt. Das Land lief wie eine Zunge in den See hinein, und auf der Spitze dieſer Landzunge ſtand das alte Kloſter. Nicht aber feierliches Glockengeläute und ernſter Chorgeſang drang von der Landzunge herüber, ſondern das Gemuhe der Kühe und Ochſen, das Geſchnatter der Gänſe, der helle Ruf des Haushahns und das fröhliche Lachen einer Schar ausgelaſſener Mädchen, die in den altehrwürdigen Räumen den Teil der Landwirtſchaft „ſtudieren“ ſollten, der mit Milchwirtſchaft, Küchengarten und Kochkunſt zu tun hat.

Gegenüber der Landzunge hatte kluge Berechnung ein ſchmuckes Hotel erſtehen laſſen. Das Kloſter ſelbſt konnte keine Reiſenden aufnehmen.

Nach dem Mittageſſen, deſſen Hauptbeſtandteil bayeriſche Knödel waren von der Art, wie der Großvater ſie liebte, ruhten die müden Wanderer ein Stündchen aus.

Ein Boot brachte ſie dann dem Ufer des Sees entlang auf die Spitze der Landzunge. Faſt ängſtlich plätſcherten die Wellen an die Kloſtermauern heran, innerhalb deren die alte Kloſterkirche ſteht. Sie war noch ziemlich gut erhalten und diente den vereinzelten Höfen der Nachbarſchaft als Pfarrkirche. Der Turm, ein Rieſe, aus gewaltigen Quaderſteinen erbaut, ſonnte ſich behaglich in den Strahlen der Abendſonne, und eine Anzahl Schwalben zogen weite Kreiſe um das hochragende Turmkreuz.

Ellen kam der Gedanke, den Turm zu erklettern. Roderich ſah ſich zu dieſem Zwecke nach einem Führer um, und als er einen ſolchen, einen barfüßigen Jungen, des Küſters Sohn, gefunden, ſchritten die drei durch die matt erleuchtete Kirche nach dem Turme. Langſam taſteten ſie ſich an den dicken Wänden die enge Wendeltreppe hinan, bis ſie zu den Glocken kamen. Dort ſtand eine alte Bank, gegenüber dem „Glockenloch“, von der aus man die See und durch eine Waldlichtung einen Teil der Landſchaft überblicken konnte.

Ein Teil der einſtigen Kloſterglocken ſind verſchwunden; das Volk behauptet, die Franzoſen hätten ſie geraubt, als ihre Raubhorden Deutſchland überſchwemmten. Die drei Glocken, die noch übrig waren, mochten wohl nicht die größten geweſen ſein, waren aber immerhin von achtbarer Größe und durch ihr hohes Alter und die ſinnigen Inſchriften bemerkenswert.

Wie lange Roderich und Ellen Hand in Hand auf der Glockenbank geſeſſen hatten, wußten ſie nicht. Plötzlich deutete Ellen mit dem Finger durch das „Glockenloch" auf eine Art Balkon, der aus der Kloſtermauer hervorragte und wohl einſt mit dem Kirchturm verbunden geweſen war. Auf dem Balkon ſaß eine Frau in heller Toilette.

Ein unverſtändliches Murmeln drang herüber, und bald darauf trat ein ſchlank gewachſener ſchmächtiger Mann auf den Balkon. Roderich und Ellen fielen dem Paare nicht auf, da es bereits dämmerte und beide dunkle Reiſekleider trugen.

Plötzlich begann die Dame auf dem Balkon ein Lied zu ſingen, das durch ſeinen Inhalt wie die ernſte, feierliche Melodie zu dem Orte paßte. Roderich war bei den erſten Tönen, die an ſein Ohr ſchlugen, betroffen, aber er hielt ſich, bis die Sängerin zu Ende gekommen war. Dann aber zog er ſein Weib an ſein Ohr und flüſterte ihr leiſe ins Ohr: „Das iſt Jeskos Frau!"

Mit Mühe unterdrückt Ellen einen lauten Ruf der Ueberraſchung. „Ich möchte beide ſprechen, Roderich!" ſagte ſie.

Roderich zögerte. Nicht als ob er von dieſem Wiederſehen zwiſchen Ellen und Jesko für ſeine Liebe gefürchtet hätte — dafür kannte er Ellens Zuneigung zum Gatten zu gut —, aber er hatte vor Philomene immer eine Art Grauſen gehabt, und es widerſtrebte ihm, ſeine Frau mit dieſer — Sirene in Berührung zu bringen.

Ellen wurde aufmerkſam. „Was haſt Du gegen meinen Wunſch, Geliebter?" fragte ſie ängſtlich. „Sagteſt Du mir nicht, Mrs. Stapleton ſei eine hochachtbare Perſon?"

„Gewiß."

„Und dann mußt Du bedenken, wie ſchmerzlich es für Jesko ſein wird, zu hören, daß wir hier waren und ihn mieden. Er wird es erfahren. Zudem dürſtet ja die Tante förmlich darnach, Neuigkeiten über ihren Sohn zu hören."

„Du haſt recht, lieb' Herz! Suchen wir Jesko auf!"

Raſch ſtiegen ſie die Treppe hinab und entdeckten dann auch den Gang, der ſeitwärts nach dem Balkon führte.

„Jesko!"

„Roderich!"

Jesko war zu überraſcht, um Worte zu finden. Philomene vermutete Unheil; ſie dachte an Rodericks Blicke beim Frühſtück damals nach ihrer Trauung, und kam zu keinem Entſchluſſe, was ſie ſagen ſollte. Da trat Ellen, doppelt reizend in ihrer Befangenheit, auf Philomene zu.

„Ich habe einſt Jesko verſprochen," ſagte ſie in herzlichem Tone, „ſeine Frau wie eine Schweſter zu lieben. Dies Verſprechen zu halten, wird mir jetzt nicht ſchwer, nachdem ich Sie geſehen und Ihre prachtvolle Stimme gehört habe."

Der Bann war gebrochen, und auch Roderich, der Philomene mit kalter Höflichkeit gegrüßt hatte, drückte jetzt warm ihre Hand.

„Als ich Sie zum letztenmale ſah," ſagte ſie, „traten wir unſere Brautreiſe an. Sie waren damals ernſt und ſchweigſam und fürchteten, wie es ſchien, für Jeskos Glück. Er wird Ihnen aber jetzt ſagen, daß er glücklich iſt."

„Ja, glücklicher, als ich es je geträumt habe!" beſtätigte freudig erregt Jesko. „Heute aber ſegne ich den Zufall, der uns zuſammenführte. Ihr könnt beide nun Philomene kennen lernen. Sie hat unvergleichliche Vorzüge."

Errötend fiel ihm die Gattin ins Wort und brachte die Unterhaltung auf ein anderes Gebiet, wobei ſie ihre ſeltenen Geiſtesgaben in geradezu ariſtokratiſcher Manier, wie Ellen zu ſich ſagte, zu Geltung bringen konnte. Sie hatte denn auch bald Ellen für ſich eingenommen.

Endlich kam man auch auf Schloß Stapleton zu ſprechen. Mit unverkennbarer Herzensangſt ſtellte Jesko einige Fragen über dieſen „wunden Punkt", Philomene aber blickte verlegen zu Boden und es zuckte um ihre Mundwinkel.

Ellen trat zu Philomene und flüſterte ihr leiſe zu: „Warum ſchreiben Sie nicht einmal an den Lord, um ihn umzuſtimmen?"

„Ich an ihn ſchreiben, nach den bitteren Worten, die er an Jesko richtete?" fuhr ſie mit Bitterkeit auf. „Niemals! Mein Gatte mag ihn beſuchen, ich hindere ihn nicht daran, aber er geht ohne mich nicht."

Ellen ſah, daß der Augenblick der Verſöhnung noch in weite Ferne gerückt war.

Jesko hüſtelte. „Es war unklug von mir," ſagte Philomene in beſorgtem Tone, „mit Jesko ſo lange in der Abendluft und zudem an dieſem feuchten Orte zu bleiben. Gehen wir ins Hotel zurück! Wir bleiben doch den Abend beiſammen?"

Roderich zögerte wieder, aber der Blick ſeiner Gattin ſtimmte ihn zum Nachgeben. Die beiden Damen gingen Arm in Arm voraus, beide hübſche, elegante Erſcheinungen.

Jesko bewohnte im Hotel eine behagliche, abgeſchloſſene Wohnung im zweiten Stock. Dorthin begab man ſich.

„Tante Stapleton hat mir geſagt, Sie hätten zwei Kinder: bitte, zeigen Sie mir ſie!" bat Ellen.

Ein Strahl des Glückes verklärte das ernſte Geſicht Philomenens. Unwillkürlich drückte ſie einen Kuß auf die roſig angehauchte Wange Ellens und zog ſie dann in das Nebenzimmer.

Die beiden Knaben ſchliefen in einem geräumigen Bette, zur Seite ſaß die Amme.

„Nicht wahr, man würde nicht glauben, daß Karlchen achtzehn Monate älter iſt, als Lorenz," flüſterte Philomene.

Ellen küßte wiederholt beide Kinder. „Dieſer Abend wird eine meiner ſchönſten Erinnerungen bleiben," ſagte ſie, und ſuchte dann der Mutter ihre trüben Gedanken auszureden.

„So haben Sie alſo auf Ihrer Reiſe viel Schönes geſehen?"

„Unſäglich viel, und was dem allem erſt den rechten Wert verleiht: ich teilte die Genüſſe mit dem Manne, den ich über alles liebe. Doch, Sie ſind ja in der gleichen Lage!"

„O ja, aber ich bin überſättigt," geſtand die andere. Ihre Worte verrieten Traurigkeit und Gleichgültigkeit.

„Ich verſtehe Sie," ſagte Ellen. „Sie ſollten ſich an einem Orte niederlaſſen, der in jeder Beziehung Ihren Anforderungen entſpräche."

„Das Schickſal hat mir ein Heim verſagt," entgegnete ſie ruhigen Tones. „Um ſich ſeines eigenen Herdes freuen und eine gewiſſe Eintönigkeit des Lebens vergeſſen zu können, muß man in normalen Verhältniſſen leben. Dieſe herbeizuführen, ſteht vorläufig nicht in unſerer . . . in meiner Macht. Und Sie ſelbſt hielten mich vielleicht vor dieſer Stunde für eine ſelbſtſüchtige Intriguantin, die Jesko ſeinen Kreiſen entfremdete." . . .

Ellen errötete und umarmte dann die Sprecherin. „Suchen Sie nicht zu erraten, was ich über Sie gedacht haben mag. Ich war unverſtändig und daher ungerecht. . . . Ich bereue es aufrichtig, denn ich ſehe, Sie ſind eine edle, hochherzige Natur und Jeskos Liebe würdig."

„„Nein, nein," wehrte Philomene ab. „Ich bin weder das Weib, das Sie vielleicht einſt zu ſtreng beurteilten, noch das Weſen, für das Sie mich jetzt in Ihrer Begeiſterung anſehen. Was mich zu dieſer Ehe beſtimmte, mag vielleicht vor den Augen einer Mutter einigermaßen Entſchuldigung finden. Aber was mich quält, iſt der Umſtand, daß ich Jesko gegen den Willen ſeiner Eltern meine Hand reichte, und daß er vielleicht einen Schritt bedauert, der nicht rückgängig gemacht werden kann. Daher reiſen wir von Ort zu Ort — in einem ſtillen Heim könnte ich ihm das Leben nicht ſo angenehm machen, daß er auf die Dauer vergäße, was hinter uns liegt."

Sie hielt einen Augenblick inne, wie um Atem zu ſchöpfen. Dann fuhr ſie fort:

„Sie ſind der erſte Menſch, den ich, ohne daß er es wollte, in mein Vertrauen zog. Verachten Sie mich nicht! . . . Ich fürchte, Ihr Gatte haßt mich, und er iſt doch einer der wenigen Menſchen, an deren Achtung mir etwas liegt. Es war Freundespflicht ſeinerſeits, Jesko von unſerer Verbindung abzuraten. . . . Es kommt vielleicht die Zeit, wo ich mich auf Sie beide verlaſſen muß. . . . O, würdigen Sie Ihr Glück, auf das des Himmels Segen ruht, und das Sie ohne Scheu vor den Augen der Welt genießen dürfen. Und wenn Sie einſt Mutter werden, ſo denken Sie an mich, die an der Wiege des Kindes ſtets fürchten muß, Gott könnte an ihm die Sünde ſeiner Eltern heimſuchen!"

Ermüdet hielt ſie inne und lehnte ihr Haupt müde auf Ellens Schulter. Dieſe war ſehr betroffen, daß ſie kein Wort des Troſtes fand.

Während deſſen hatten Jesko und Roderich im Salon geſeſſen. Der erſtere hatte dem Freunde in glühenden Farben ſein Glück geſchildert.

„Und denkſt Du denn gar nie an Deine armen Eltern, denen Dein Schritt ihren Lebensabend zur Qual gemacht hat?" fragte Roderich, als Jesko geendet.

„Ich habe die Heimat geopfert," gab Jesko zurück, „aber die Furcht, das dreißigſte Jahr nicht zu erleben, bin ich los geworden."

Wirklich ſah auch Jesko geſund und kräftig aus, trotzdem bangte aber Roderich um des Freundes Leben.

Tags darauf trennten ſich die Freunde. Roderich und Ellen zogen nördlich, um bis zum Frühjahr ganz ihrem Glücke im Schloß Stapleton zu leben; Jesko und Philomene fuhren ſüdlich, dem ſonnigen Italien zu, um den Winter in Rom zu verleben. Jesko plante, ſeine Gattin in der dortigen, hochariſtokratiſchen Kolonie einzuführen.

Der Winter zog früh und in ungewohnter Strenge ins Land. Philomene ſorgte für des Gatten Wohlbefinden mit der größten Sorgfalt, allein bald zeigten ſich doch wieder die früheren Symptome eines gefährlichen Leidens, und er verfiel in die alte Melancholie.

Kunigunde war zur Zeit immer noch in Stuttgart, wo ſie ſich durch Jeskos Großmut ein beſcheidenes Heim gegründet hatte. Ihre wöchentlichen Epiſteln zeugten von ihrem Glücke, das nur dadurch getrübt wurde, daß Heinz in dem nahen Ulm weilte und regelmäßig in Geldverlegenheit war. Daß der Unverbeſſerliche längſt wieder in derſelben Angelegenheit bei Jesko angeklopft hatte, und zwar nicht ohne Erfolg, wußte weder Philomene noch Kunigunde.

Fortſetzung folgt.

Unpolitiſche Zeitläufe.

Berlin, 22. Oktober.

In Frankfurt a. M. hat ſoeben der erſte allgemeine deutſche Wohnungskongreß getagt. Ein langer Name, aber auch eine ſehr umfangreiche Frage! Unſer Katholikentag in Regensburg hatte auch in einer beſonderen Reſolution auf die hohe Bedeutung des Wohnungsweſens für das ſittliche, geſundheitliche und wirtſchaftliche Wohl des Volkes hingewieſen und die Teilnahme an dem Frankfurter Kongreß empfohlen. Unſere Glaubens- und Parteigenoſſen waren auch demgemäß vertreten, und der Zentrumsabgeordnete Dr. Jäger (Speyer) hatte eine Hauptrede, den Bericht über den Entwurf eines preußiſchen Wohnungsgeſetzes übernommen.

Alſo, der Kampf gegen die Wohnungsnot kommt in Gang; aber ich fürchte, er wird noch viel länger dauern, als der ruſſiſch-japaniſche Krieg. Aus den Verhandlungen in Frankfurt hat man wieder ſo recht ſehen können, wie ungeheuer ſchwierig und verwickelt dieſe Frage iſt, wie ſehr die Anſichten und Intereſſen dabei noch auseinander gehen. Es iſt ein gordiſcher Knoten; aber der Alexander, der mit einem Kraftſtreich den Knoten zerhaut, iſt noch nicht gefunden.

Wer da warten will, bis Gemeinde, Staat und Reich ihm zu einer guten und billigen Wohnung verhelfen, muß ſich für einen Methuſalem halten. Wir müſſen natürlich trotzdem an der Reform mitarbeiten, damit wenigſtens unſere Kinder u. Enkel aus dem gröbſten Wohnungselend herauskommen. Inzwiſchen aber muß jeder ſeine fünf Sinne, ſein Gewiſſen, ſeinen Verſtand und unter Umſtänden auch ſeine Beine zuſammennehmen, um für ſich und ſeine Familie die Wohnungsfrage beſtmöglich zu löſen. Der Beſchluß des Regensburger Katholikentages empfiehlt deshalb auch mit Recht, daß man die Mittel der Selbſthülfe anwende.

„O, ich werde ſchon eine Wohnung finden!" So denkt und ſpricht mancher vor ſeiner Umſiedelung. Ein Millionär freilich findet immer und überall eine gute Wohnung; aber wer ſeine Markſtücke erſt umdrehen muß, hat wenig Wahl und viel Qual bei der Wohnungsſuche. Darum iſt der erſte Ratſchlag für die Selbſthülfe: Wenn du deinen Wohnſitz verlegen willſt, ſo ſieh dich erſt in der neuen Heimat nach den Wohnungsverhältniſſen um. Iſt eine Wohnung zu haben, wie ich ſie brauche, und kann ich den Mietspreis aufbringen? Will einer vom Lande in die Stadt oder in eine Induſtriegegend umſiedeln, ſo muß er ſich vor allem klar machen, daß dort die guten Wohnungen ſehr teuer und die teuren Wohnungen oft noch ſehr ſchlecht ſind. Je dichter die Menſchen ſich zuſammendrängen, deſto größer pflegt das Wohnungselend zu werden.

Auf dem platten Lande gibt es freilich auch wohl ſchlechte Wohnungen. Aber wer dort heimiſch iſt und die Verhältniſſe ſowohl als die Perſonen genau kennt, kann ſich dort viel leichter vor dem Wohnungskampf bewahren, als in den fremden ſtädtiſchen Verhältniſſen. In der Stadt verſtehen ſich die Vermieter auf die Bauernfängerei. Die friſchgeſtrichenen Mietskaſerne imponiert dem Fremdling. Die Wohnung, die ihm gezeigt wird, iſt hübſch friſiert und aufgetakelt. Die Bedenken wegen der hohen Treppen, der Enge, der Hofluft uſw. werden durch einen Schwall von Worten überſchwemmt. Der Fremdling läßt ſich einreden, das wäre hier allgemein ſo und ginge ganz gut. Vielleicht wiegt man ihn noch in den gefährlichen Aberglauben, er könne durch Abvermieten, durch Schlafburſchen, Koſtgänger uſw. ganz bequem einen großen Teil oder gar die ganze Miete wieder herausſchlagen. Der Mann unterſchreibt ſeinen Vertrag, und die ſchwere Enttäuſchung kommt bald hinterher. Die verlockende Wohnung ſtellt ſich als übertünchtes Grab ſeines Familienglückes heraus.

Bleibe auf dem Lande und nähre dich redlich, das iſt die erſte Moral, die ſich aus dem ſtädtiſchen Wohnungselend ergibt. Biſt du ein junger, alleinſtehender Menſch, ſo laß dir nicht weißmachen, daß du in der Stadt als Schlafburſche oder dergleichen ſehr billig und ſchön hauſen und den Arbeitslohn ohne weſentliche Verkürzung zu deinem Vergnügen verwenden könnteſt. Wo hohe Löhne locken, da ſtehen auch lauernd große Koſten im Hintergrunde. Die Schlafſtellen, wie ſie zum Beiſpiel in Berlin im Schwange ſind, bilden ein jämmerliches Unterkommen. Nachts kann man da in einer zweifelhaften Geſellſchaft notdürftig zuſammenliegen; tags über iſt man auf die Straße oder in das Wirtshaus verwieſen. Ungemütlich, ungeſund, häßlich, ſittengefährlich iſt ſo ein Daſein, und koſtſpielig obendrein, da der Mangel eines leidlichen Wohnraumes zu fortgeſetzten Ausgaben: Wirtshäuſern uſw. nötigt.

Und biſt du ein Familienvater, ſo laß dich nicht verlocken durch die ſchönen Redensarten von Sichbehelfen, Abvermieten und dergleichen. Fremde Leute in das Familienheim aufnehmen, heißt ſich einen Stachel in das eigene Fleiſch treiben. Dann iſt's vorbei mit der häuslichen Gemütlichkeit; es gibt Laſten, Aerger, Sorgen in einem fort, und oft bilden die paar Mark, die man damit zu verdienen hofft, das wahre Handgeld des Teufels. Oft genug lieſt man in den Zeitungen von den Familien-Trauerſpielen, die durch das Einliegerweſen herbeigeführt ſind; und wie viele tauſende von ſolchen Verführungs- und Unglücksfällen ſpielen ſich in der Stille ab. — Und dann die Vertröſtung, man könne ſich ſchon behelfen in der engen Wohnung. Behelfen kann man ſich in manchen für kurze Zeit; aber wenn ein Jahr hindurch die Familie keinen genügenden Raum bei Tag und Nacht hat, dann verkümmert ſie wie ein Baum, der in einer engen Hofecke „ſich behelfen" ſoll.

„Aber ich muß doch verziehen!" Ja, wenn wirklich ein Muß vorliegt, dann iſt das Uebel nicht abzuwenden, man muß es nur nach Möglichkeit zu mildern ſuchen. Wer gezwungen iſt, ſich ein neues Heim in fremdartigen Verhältniſſen zu gründen, der ſollte vor allem die Wohnungsfrage nicht auf die lange Bank ſchieben und ſich einbilden, er könne in letzter Stunde im Handumdrehen ſich ſchon die nötige Wohnung beſorgen. Keine Zeit und auch keine Koſten ſcheuen, um rechtzeitig eine gründliche Suche in Gang zu bringen. Und zwar möglichſt unter Beiziehung von unparteiiſchen, vernünftigen Ortskennern. Mit dem Mietskontrakt muß man ſo vorſichtig umgehen, wie mit dem Verlobungsring. Nicht auf den erſten Blick unter dem Eindruck verlockender Worte zugreifen.

Beſonders iſt zu raten, ſich die Nachbarſchaft beſonders genau anzuſehen und das Treiben in dem betreffenden Hauſe und auf der Straße ſowohl am Tage wie am Abend zu beobachten. Wer da ſagt, die Nachbarſchaft gehe ihn doch nichts an, befindet ſich auf dem Holzwege. Die Mitinwohner in der Mietskaſerne können Dir das Leben zur Hölle machen, und wenn Du in eine ſittlich anrüchige Umgebung gerätſt, ſo iſt das für Dich oder wenigſtens für den Nachwuchs gerade ſo ſchlimm, als wenn Du in ein Haus mit anſteckenden Krankheiten ziehſt. Das ſchlimmſte in den Großſtädten iſt ja die Vermiſchung von beſſeren und ſchlechteren Elementen. Haus und Straße können äußerlich ſehr „anſtändig" ausſehen, und doch Heimſtätten des Laſters und der Verbrechen ſein. Trau, ſchau, wem! Mit dem einmaligen oberflächlichen Schauen iſt es nicht getan; man muß wiederholt ſorgfältig beobachten und zuverläſſige Erkundigungen einziehen.

Ferner muß ſich jeder klar machen, daß gute Wohnungen teuer ſind. Wer ſparen muß, ſpare am Staat, am Trinken und Rauchen, an Vergnügungen und ſonſtigem Luxus, aber er verſuche nicht am Notwendigen zu ſparen, und zu dem Notwendigſten gehört eine geſunde, ausreichende Wohnung. Alſo wenn Du den Haushaltsetat aufſtellſt, ſo ſetze für die Wohnung den höchſten Betrag an, den Du überhaupt erſchwingen kannſt.

Bei der Wohnungswahl ſieh nicht auf den äußeren Firlefanz, ſondern auf die innere Güte des neuen Heims. Laß Dich nicht von den neuen Tapeten blenden, ſondern ſieh zu, ob die Wände trocken und ſolide ſind. Laß Deine Augen aus dem Fenſter ſpazieren gehen, prüfe, ob Du Licht und Luft genug bekommſt. Brauche Deine Ohren, um zu erkennen, welche Geräuſche Du künftig fortwährend zu ertragen haſt. Vor allem bringe die Naſe mit und ſauge Dir die Gerüche in der Wohnung, auf den Treppen, im Hofe recht bedachtſam ein. Wo es ſchlecht riecht, da laß Dich ja nicht nieder.

Ein eigenes Haus iſt das Schönſte und Beſte, aber dieſes Gericht kann nicht jeder ſich leiſten. Eine geſicherte Mietwohnung in einem ruhigen Hauſe iſt das Nächſtbeſte. Aber doch muß man vorſichtig ſein, ehe man einen langjährigen Mietsvertrag unterſchreibt. Man bindet freilich den Wirt, aber man iſt ſelbſt auch gebunden. Und die Verhältniſſe ändern ſich oft in überraſchender Weiſe. Bald macht der Familienzuwachs eine größere Wohnung nötig, bald macht der Wechſel der Arbeitsſtätte eine Verlegung des Wohnſitzes empfehlenswert, bald ſtellen ſich unangenehme oder gar gefährliche Nachbaren ein oder läſtige Betriebe in dem Hauſe. Alſo nicht ohne beſonnenen Grund ſich auf allzulange Friſt binden.

„Behalte, was Du haſt", iſt ein beherzigenswerter Spruch auch auf dem Wohnungsgebiete. Aber man darf ſich nicht aus Bequemlichkeit an einer Wohnung kleben, die nicht mehr gut iſt. Natürlich ſoll man das ſchmutzige Waſſer nicht eher ausgießen, ehe man reines hat, aber wer ſucht, findet.

Ferner gehört auch zur Selbſthilfe auf dieſem Gebiete die ſtete Sorgfalt für die Sauberkeit, Nettigkeit und Gemütlichkeit der Wohnung. Was hilft die beſte Wohnung, wenn man ſie nicht zu benutzen verſteht? Da kann die Frau zeigen, was ſie vermag.

Liaojang.

Die Stimmung des japaniſchen Volkes und der Preſſe im Eintreffen der erſten Siegesnachrichten war außerordentlich gehoben, umſomehr, als ſeit vielen Wochen die Ehrenpforten zur Feier der Einnahme Port Arthurs auf den Straßen Tokios ſtanden und immer noch keine Verwendung fanden. Sie übernahmen jetzt die unerwartete Aufgabe, den Sieg der Hauptarmee zu verkünden, und haben die Bevölkerung in mächtigen Zügen durchmarſchieren laſſen. In den Städten waren es die Laternenzüge, auf den Dörfern hier und da auch Fackelzüge. Die Fackeln beſtanden aus brennenden Holzſtangen, die mit Strohbündeln verſehen waren. Im ganzen Lande ſind Laternenzüge gehalten, in den Großſtädten folgte auf die allabendlichen jetzt einmal wieder ein echter, rechter Feſtzug, nein, nicht einer, ſondern viele, und in jedem ſchritten Tauſende von glücklichen Menſchen mit brennenden, bunten Laternen einher, wobei natürlich all die alten Glanzpunkte wieder zu ſehen waren: Rieſenlampions, Rieſenſchirme, Rieſenflaggen u. a. Was irgend als Muſikinſtrument, wer irgend als Muſikant verwendet werden konnte, alles war in die Züge aufgenommen, die ſich ſchier endlos durch Straßen und über Plätze bewegten.

Der Mikado, die Kogoſama und viele Mitglieder des regierenden Hauſes, die Miniſter und ſonſtigen hervorragenden Staatsmänner ſandten, wie immer Glückwunſchtelegramme an die Armee. Die Vertretung der Hauptſtadt beſchloß Adreſſen an den kaiſerlichen Hof und den Marſchall Oyama. Dasſelbe tat die Handelskammer von Tokio. Auch die Reichstagsabgeordneten, ſoweit ſie in der Stadt anweſend oder dort zu erſcheinen in der Lage waren, verſammelten ſich an der Stätte ihrer regelmäßigen Wirkſamkeit, um an den Oberkommandierenden der mandſchuriſchen Armee ein Telegramm zu ſenden. Die größeren parlamentariſchen Parteien ſandten außerdem beſondere Glückwünſche. Der Chef des Generalſtabes, Marquis Yamagata und der Kriegsminiſter Terautſchi gaben am 5. September im Generalſtabsgebäude ein Bankett.

Noch immer ſind die Ehrenpforten geſchmückt, die Häuſer beflaggt, die Straßen mit Tannen überſpannt, an denen dicht an dicht Lampions hängen, die abends in hellem Lichte erſtrahlen. Die Lehrer und Schüler der Volksſchulen von Tokio wollen den Sieg in einigen Tagen feiern. Die verſchiedenen Gruppen von Schulen verſammeln ſich dann in dem einen oder anderen Park, von wo der Zug ausgeht. Beſonders wird der neue Hibijapark zwiſchen der Station Schimbaſchi (Züge nach Yokohama) und dem Geſandtſchaftsviertel, nicht weit vom kaiſerlichen Reſidenzſchloß, für Verſammlungen dieſer Art gewählt. Er iſt im vorigen Jahre ganz für ſolche Zwecke angelegt worden, hat breite Wege, entbehrt noch des alten, hohen Baumbeſtandes und bietet ſomit einen ſchönen Ueberblick, beſonders vom Oberſtock des dort neu errichteten Reſtaurants aus. Wer das Bild eines Laternenzuges genießen will, der geht nicht ſowohl auf die Ginſa, die Leipziger Straße von Tokio, ſondern in jenes Reſtaurant, aber recht frühzeitig, denn gerade die Feſtzüge führen dem Hibiga-Reſtaurant täglich Tauſende von Gäſten zu, die nacheinander dort unterkommen oder unterzukommen ſuchen. Sind doch die zuerſt Kommenden oft Gäſte für den ganzen Abend. Sie ſitzen auf der äußeren Galerie, rauchen ihre altjapaniſche kleine Pfeife oder die neujapaniſche Regierungs-Monopol-Zigarette, deren kürzlich erhöhten Preis der Krieg und die Siege völlig rechtfertigen, trinken das raſch beliebt gewordene Bier, dem der ſtarke Zuſatz von Reis (es heißt brauereiſeitig 10 Prozent, konſumſeitig 80 Prozent) einen ſtark nationalen Charakter gibt, und eſſen rohen Fiſch und Bohnenkuchen, Birnen, Pflaumen, Pfirſiche, Feigen und — Eis, das im modernen Japan gleichfalls einen hohen Grad von Beliebtheit erlangt hat und das die ſchwachen Magenverhältniſſe der Japaner vielfach noch ſehr verſchlechtert.

Aber wer denkt jetzt an ſeinen ſchwachen Magen? Und wie oft wird das Eis zu harmloſem Waſſer. Denn wenn ſich ein Laternenzug wie eine rieſige Schlange durch alle Wege des Parks dahinzieht, wenn die eine oder andere Muſikbande des Zuges gerade in der Nähe iſt oder gar Banſai-Rufe erſchallen, dann ſteht und ſpringt alles auf, die Gäſte aus den inneren Räumen kommen heraus, jeder ſieht auf die zitternde Feuerlinie da unten und in der Ferne, ſtimmt in den Ruf mit ein und begibt ſich erſt dann wieder auf ſeinen Platz, wenn die leuchtende Schlange ganz aus dem Geſichtskreis verſchwunden iſt. "Kandſo!", das heißt „bezahlen!", heißt es hier und dort, und auch wir legen das Geld für die Getränke und das Trinkgeld („Tee-Geld") auf den Tiſch des Hauſes und gehen. Auf dem ganzen Wege aber, bis zu unſeres eigenen Hauſes Pforten grüßen uns links und rechts bunte Lichter, ſehen wir wogende Menſchenmaſſen, hören wir lebhafte Geſpräche in den erleuchteten Räumen. Es ſind die Tage von Liaojang, es iſt das Jahr des Sieges. Ein Vorfall, der bei den Japanern ſelbſt viel Heiterkeit erregt hat, trug ſich in Sendſu, einem Vorort Tokios, zu. Dort haben ſich Blinde — deren es in Japan ſehr viele gibt — ſeit langen Jahren zu einem Verein zuſammengetan. Dieſer Verein hielt denn auch anläßlich des Sieges von Liaojang eine Generalverſammlung ab, und hier beantragte ein Mitglied, daß der Verein zur Feier des Sieges einen Laternenzug veranſtalten ſollte. Der Antrag fand lebhaften Beifall; doch kam dann auch ein Mitglied zu Worte, das hell genug war, die Bundesbrüder an das fehlende Augenlicht zu erinnern, und deshalb anſtelle des Laternenzuges einen ſoliden Sake-(Reiswein)-Kommers vorſchlug. Der Antrag drang durch, und am Abend darauf ließen die Blinden, die ihr Schickſal ſtets mit gutem Humor ertragen, ihr „Banſai!" bei vollem Becher erſchallen. Es ſei nebenbei bemerkt, daß blinde Männer mit Vorliebe die Maſſage erlernen, die ein recht lohnendes Geſchäft iſt, da in Japan ſehr viele Menſchen an Rheumatismus leiden. Die Holzhäuſer ſind zugig, der Sommer iſt heiß und feucht, im Winter weht ein durchdringender kalter Nordwind. Alle Blätter ſprechen über die Leiſtungen der Armee ihre höchſte Anerkennung aus, viele knüpfen an den Sieg die größten Erwartungen. Die Djiji wies darauf hin, daß es den drei Armeen unter den Generalen Kuroki, Oku und Nodzu gelungen ſei, ihre Vereinigung zum Zwecke einer Hauptſchlacht zu vollziehen. Die Kokumin erinnert daran, daß die Schlacht von Liaojang die größte Schlacht ſei, die ſeit dem Tage von Sedan ſtattgefunden habe. Die Yaſchi nennt „die Schlacht ein Sedan im kleineren Maßſtabe", und die Nippon erklärt: „Kein Moltke, nicht einmal ein Napoleon wird fähig ſein, ſolch eine Leiſtung zu übertreffen". Die Japan Times unter Redaktion des Japaners Sumoto ſchreibt: „Die Generale Oku und Kuroki hatten geſtern (2. September) wahrſcheinlich das Ziel, nördlich von Liaojang eine Vereinigung zu bewirken und ſo einen Kreis zu bilden, der die ruſſiſche Armee unter General Kuropatkin vollſtändig einſchließt. Unter dieſen Umſtänden hat er nur die Wahl, entweder die Waffen zu ſtrecken oder ſich einen Weg durch den Ring der japaniſchen Truppen zu erzwingen. Er ſcheint geneigt zu ſein, den letzteren Weg einzuſchlagen. Aber es iſt klar, daß der Verſuch, ſelbſt wenn er gelingt, notwendigerweiſe Verluſte von einer nie dageweſenen Größe in ſich ſchließt." Und die von dem Iren Brinkley redigierte Japan Mail hob beſonders hervor: „Der Kampf der Japaner weiſt eine Muſterleiſtung auf, die ihn vor allem, was wir in der Geſchichte kennen, auszeichnet: die Dauer! Acht Tage und acht Nächte unabläſſigen Fechtens, der Rekord iſt unerhört!" Die Japan Mail, welche den Japanern unter allen Umſtänden etwas Angenehmes ſagen will, und ſich daher unaufhörlich mit den Tatſachen und mit ſich ſelbſt in Widerſpruch ſetzt, ſchrieb dies am 5. September, als bereits klar zu erkennen war, daß die Schlacht keinen entſcheidenden Erfolg hatte. Die Preſſe hat ſich zwar nicht entſchloſſen, ihr zu früh gefälltes Urteil völlig umzuſtoßen, aber ſie gewährt denjenigen engliſchen Urteilen Raum, welche den durchſchlagenden Erfolg der Schlacht beſtreiten und den General Kuropatkin als geſchickten Taktiker loben. Dieſes Verfahren hat jedoch genügt, um die einſichtigen Japaner die Ueberzeugung gewinnen zu laſſen, daß in der Tat keine zweite Schlacht von Sedan geſchlagen iſt. Die Japaner ſelbſt ſprechen aus: „Unſere Truppen haben ſehr tapfer gekämpft, aber die Führung iſt nicht kühn genug geweſen, um einen großen Erfolg zu erzielen. Man erkennt, daß man vor Port Arthur zu viel Truppen feſſelt, die in der Mandſchurei zu einer Entſcheidung hätten beitragen können. Die Schlacht iſt alſo bis zu einem gewiſſen Grade eine Enttäuſchung, ſo ſehr auch die taktiſchen Leiſtungen der einzelnen Regimenter und Brigaden, wie die Tapferkeit und Ausdauer der Truppen überhaupt zu loben ſind.

Allerlei.

Tägliche Erinnerungen.

24. Oktober.

1648: Weſtfäliſcher Friede. 1725: A. Scarlatti, ital. Komponiſt, †. 1795: Dritte Teilung Polens. 1796: Platen, Dichter, geb. (Ansbach). 1894: R. Franz, Komponiſt, †. (Halle).

Hygieniſches vom Simplontunnel.

Der Bau eines großen Alpentunnels iſt ein Unternehmen, das immer viele Opfer fordert. Es ſcheint faſt, als ob ein ſolcher Plan als übermenſchlich mit einem Fluch belaſtet wäre, denn die eigentlichen Schöpfer dieſer Arbeiten ſind in der Mehrzahl der Fälle vor der Vollendung ihres Werkes geſtorben, ſo der leitende Ingenieur des Gotthardtunnels, ſo der Baumeiſter des Simplon. Der Bau des Gotthardtunnels (1872—80) forderte überhaupt eine außerordentlich große Zahl von Menſchenleben, denn von den Arbeitern ſtarben über 600 an der erſt damals erkannten „Tunnelkrankheit", die von einem in ſchlechtem Waſſer vorkommenden Wurm verurſacht wird. Vor Beginn der Arbeiten am Simplon wurden daher ganz beſondere Maßnahmen getroffen, um einer ähnlichen Sterblichkeit vorzubeugen. Zumal iſt es natürlich immer eine ſchwierige Aufgabe, Tauſende von Arbeitern in einem einſamen Hochgebirgstal in geeigneter, den geſundheitlichen Anforderungen entſprechenden Weiſe behauſen und beköſtigen zu ſollen. Wurden doch auf beiden Seiten, alſo auf ſchweizeriſcher und auf italieniſcher, etwa je 2000 Arbeiter gebraucht, von denen immer 500 im Tunnel beſchäftigt waren. Der Geſundheitszuſtand iſt im großen und ganzen dank der ſorgſamen Vorkehrungen ein vortrefflicher, obgleich Erkrankungen natürlich nicht ganz ausgeblieben ſind. Am häufigſten waren Halsentzündungen und Rheumatismus, daneben auch Darmkatarrh, von eigentlichem Darmfieber und Wurmkrankheit aber ſind die Leute ganz verſchont worden. Das kleine Hoſpital von 24 Betten in Iſelle war ſelten voll beſetzt. Da ſchon die nächſten Monate vermutlich die Vollendung des Durchſtichs und damit der eigentlich